

Andreas H. Buchwald

Wo das Gras grüner ist

Lockruf des Westens

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2016

© AndreBuchVerlag

Printed in Poland

Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung: Marion Christiansen

Druck und Bindung: Bookpress Olsztyn

ISBN 978-3-942469-32-6

www.andrebuchverlag.de

ANDREBUCHVERLAG

Für Achim

Im Westen ist das Gras grüner
und die Hühner legen besser.
Behauptung meines Nachbarn

Erste Expedition

Peter Grünaug tat etwas, wovon er nie zuvor zu träumen gewagt hatte: Er reiste nach dem WESTEN. Im blühenden Alter von einunddreißig Jahren und mit schlotternden Knien. Das erste Mal war ebenso spannend wie beängstigend.

Sie hatten seinen nunmehr dritten Antrag genehmigt. Warum erst diesen, wusste der Teufel. Gott war den Beamten des Pass- und Meldewesens allzu fern. Im Dunkeln wollten sie munkeln, sie genossen es, im staubigen Grau ihrer Schreibstuben zu herrschen, bange Menschen in kahl-dumpfen Warteräumen auf harten Sitzen schmoren zu lassen, bis sie schließlich dem einen das Symbol ihrer Gnade – das begehrte, blauglänzende Heftchen – überreichten und dem anderen nicht.

Das alles hatte Peter überstanden. Nun saß er im Zug nach Köln über Hannover und Oebisfelde, der sich ausgiebig zäh über den holprigen Schienenstrang bewegte und in den „Drecknestern“ Dessau und Magdeburg viel zu lange hielt. Die DEUTSCHE REICHSBAHN: Legende und Folterinstrument, dem eingezäunten Staat und dessen Fortschrittstempo verpflichtet und gleichzeitig Heimstatt und

Plattform der Querdenker und Gestrandeten, der Trinker, Philosophen, Schürzenjäger und Lebenskünstler, von den braven Mitbürgern ganz zu schweigen. Jeder Aufenthalt in ihren Waggons konnte zu einem unvergesslichen Erlebnis werden und jede Reisebekanntschaft zu einer Offenbarung.

Wenn einer sich aber auf den Weg in das Land der april-frischen Weichspüler und unfehlbaren Kopfschmerztabletten begeben hatte, war alles anders. Da zog er einen Strich unter das Leben diesseits und wartete ungeduldig auf den Beginn des Lebens jenseits. Der Grenze. Der magischen Linie. Der letzten Hürde.

In Peters Gedärmen rumorte es. Er fühlte so etwas wie Hunger, war aber außerstande, auch nur einen einzigen Bissen zu verdauen. Dabei hatte er bereits auf das Frühstück verzichtet und sich von Andrea, seiner treusorgenden Liebsten ein Schnittenpaket nebst zwei Äpfeln zustecken lassen müssen. Sie und die Kinder blieben in Leipzig zurück, sie waren die Geiseln, mit denen die misstrauischen Beamten seine Rückkehr zu erpressen hofften. Zehn Tage außerhalb des Zaunes waren dazu angetan, einen Menschen erheblich zu verändern, und Verluste konnte sich die mangelreiche Planwirtschaftsrepublik nicht leisten, schon gar nicht, was die Anzahl ihrer Untertanen betraf.

Peters Leseversuche schlugen fehl. Dabei liebte er Bücher, und für die Reise hatte er sinnigerweise *Agaguk* eingesteckt, den Eskimo-Roman des Kanadiers Yves Thériault, die Beschreibung einer fremden, vielleicht unzugänglichen Welt. Nun lag das kleine RECLAM-Bändchen auf der schmalen Tischplatte unter dem schmutzstarrenden Waggonfenster und er rührte es nicht mehr an, nachdem er gemerkt hatte,

dass die gedruckten Wörter sich nicht öffneten. Er konnte nichts tun, gar nichts. Nur warten. Mit klopfendem Herzen, unruhigen Händen und krampfendem Bauch.

Das Wunder war geschehen. Die Grenzstation Oebisfelde lag hinter ihm. Der Zug fuhr über freies Land. Unversehens rollte er leicht dahin, kein Rumpeln, kein Rattern, nichts. Peter hatte die Fensterklappe geöffnet, war aufgestanden und sog die Luft tief ein.

Sie roch unbekannt, leicht und ein wenig wie die Westpakete, die gewöhnlich den Grünaugschen Weihnachtstisch bereicherten.

Er hatte den Stacheldraht gesehen, die Wachttürme, die verbissenen Gesichter der Zollbeamten, die es ihm offensichtlich neideten, dass er in die Freiheit unterwegs war. Die Gefängniswärter hatten ihm nichts mehr anhaben können, nun, da er dieses blaue Heftchen besaß, das ihm gewissermaßen Zauberkraft verlieh.

Seine Hände zitterten heftiger, während das Herzklopfen abflaute. Er setzte sich wieder, zog einen Apfel aus dem Proviantbeutel und begann, langsam kauend zu essen.

Bis Hannover war es nicht mehr weit. Am Rande der niedersächsischen Metropole lebte Jupp, der Cousin, und verdiente viel Geld als geschäftsführender Teilhaber eines Autohauses. Den wollte Peter zuerst besuchen, bevor er sich zu seiner Tante aufmachte, um deren fünfundsechzigsten Geburtstag zu feiern, das Ereignis, das ihm zu dieser Reise verholfen hatte. In seinem Zweitportmonee steckten fünfzehn DeeMark und in seinem Kopf mindestens ebenso viele unausgegorene Pläne. Bereits am ersten Ankunftsort

durfte er sich weitere einhundert DeeMark *Begrüßungsgeld* abholen, vom Gemeinde- oder irgendeinem Amt; der Cousin würde es schon wissen. Die reichen Bundesrepublikaner meinten es gut mit ihren verarmten „Brüdern und Schwestern“ im Osten.

Selbst das Waggonfenster erschien ihm nun sauberer, es war, als könne man die Einzelheiten draußen deutlicher erkennen. Vorsichtig erstand eine farbenfrohe Welt, im zögernden Frühling des Jahres Neunzehnhundertachtundachtzig.

Hannover Hauptbahnhof! Die Strecke von der Grenze bis hierher hatte der Zug in Windeseile zurückgelegt. Benommen drängte sich Peter hinaus auf den Bahnsteig, inmitten einer Menschenmenge, die vor erwartungsvoller Spannung und Ungeduld schier zu platzen schien. Durch den Lautsprecher erklang die Stimme einer Ansagerin, die die Reisenden aus dem Osten willkommen hieß. Ein freundlicher, warmer Ton!

Ich bin im Westen! hämmerte es in den Adern des Einunddreißigjährigen. *Ich bin im Westen, ich bin in der Freiheit!*

Es war unglaublich, vielleicht nicht einmal wirklich. Je mehr die Menge sich zerstreute, desto greller schrien die Farben. Sie griffen nach ihm, versuchten sich in ihm festzusetzen, in seinem Kopf, in seinem Bauch, überall. Die Werbeplakate, die Schaufenster, die Kleidungsstücke der Umherhastenden! Es strahlte und glitzerte, funkelte und gleißte.

Die Grau gewohnten, matten Augen Peters mussten

sich immer wieder für Sekunden schließen, um ertragen zu können, was sie bewältigen sollten. Wie ein Schlafwandler tappte er umher und fand die Informationstafel der Straßenbahnlinien nicht.

Auch die Gerüche machten ihm zu schaffen. Frauen, die ihn im Vorübergehen streiften und nach den exotischsten Parfums dufteten. *Gabriela Sabatini*, schoss es durch den Kopf des gierig Schnüffelnden, oder war es das von *Priscilla Presley*, wie hieß es gleich? (Da es noch kein Riechfernsehen gab, konnte man es nicht wissen.)

Bäckerläden und Imbissstände fügten ihre Aromen hinzu. Eines der köstlichen Kuchenangebote betrachtete er länger und trat näher, so dass er die Preisschilder erkennen konnte. Diese erschütterten ihn tief. Wie konnte es sein, dass ein einzelnes Stück Mohnkuchen eine Mark dreißig kostete? Wie lebten die Leute hier, wer leistete sich das?

Seufzend besann er sich auf Andreas Schnittenpaket und hielt Ausschau nach einer Bank. Nun vertrug sein Magen wieder so einiges. Den Cousin wollte er aus einer Zelle anrufen, sobald er den kostbaren Fünf-DeeMark-Schein in Münzgeld eingewechselt hatte.

Nur die Bahnsteige boten Sitzgelegenheiten, die man nutzen durfte, ohne von Kellnern belästigt zu werden. Peter bog zum nächstbesten ein, entdeckte schnell eine freie Bank und machte es sich bequem. In seinem Kopf wirbelte es, als hätte er wenigstens eine halbe Flasche Wein geleert.

Indem seine Zähne mit Salami belegtes Butterbrot malmten, drehte sich die Welt um ihn langsamer und kam allmählich zum Stillstand. Sogar einzelne Geräusche konnte er nun unterscheiden, wo ihn bislang nur Bahnhofslärm-

gewirr umtost hatte. Der *Intercity* aus Bremen war soeben angekommen, erfuhr er aus den Lautsprechern; und ein löwenmähniger Brillenträger in ausgebleichten Jeans saß auf dem blanken Bodenpflaster, traktierte Gitarre und Mundharmonika und versuchte sich am *Subterranean Homesick Blues*. Gelegentlich fiel eine Münze in den breitkrepfigen Hut, den der Barde als Sammelgefäß bereitgestellt hatte, und der Beobachter fragte sich, wieviel einer auf diese Weise im Laufe einer Stunde verdienen mochte.

„Hast du mal 'ne Mark, Kumpel? Ich habe heut' noch nix gegessen?“, flüsterte es heiser in Peters Ohr.

Eine ausgemergelte Erscheinung hatte sich neben ihm niedergelassen, ein dürrer Mensch in fleckig-schwarzer Lederjacke und zerlöcherter, nicht minder schwarzer Stoffhose. Wilde Büschel schulterlanger Haare standen hart nach allen Seiten ab und umrahmten ein fahles, hohläugiges Gesicht.

„Ich bin die falsche Adresse für so was“, wagte Peter einzuwenden, der sein Erschrecken kaum verbergen konnte. „Ich hab bloß fünfzehn Mark und die hab ich noch nicht kleingemacht. Ich bin doch aus dem Osten, gerade frisch angekommen.“

„Ich hab noch nix gegessen“, wiederholte der Fahle stereotyp, als habe er kein Wort verstanden. „Bloß 'ne Mark, Kumpel, bitte!“

Die halb erloschene Stimme klang jämmerlich. Peter nestelte an seinem Portmonee.

„Ich müsste erst mal wechseln“, murmelte er zaghaft. Dann gab er sich einen Ruck, zog den Fünf-DeeMark-Schein heraus und drückte ihn dem Bedürftigen in die Hand.

„Ich hab nicht viel Westgeld, das ist das Problem“, sagte er entschuldigend.

„Danke, Kumpel, du bist ein guter Mensch.“ Die Augen des Fahlen blickten an denen des Spenders vorbei und er stand auf. „Du hast mich gerettet.“

Wovor, blieb ein Geheimnis. Der dürre Bettler entfernte sich bereits. Mit seltsam wankenden Schritten wie ein dem Grabe entstiegenges Gespenst.

„Wenn du so weitermachst, bist du nach der nächsten halben Stunde pleite“, stellte ein bärtiger Mann mit breiten Schultern fest, der sich urplötzlich vor ihm aufpflanzte. Jupp Stengelmann, dreiunddreißig Jahre alt, leitender Angestellter, glücklich verheiratet und Vater zweier Töchter. Der Cousin.

„War das vielleicht falsch?“

Peter Grünaug erhob sich, um sich von seinem Verwandten umarmen zu lassen.

„Du hast gerade einem Drogenhalbtoten zum nächsten Schuss verholpen“, erklärte dieser mit milder Heiterkeit. „Hier auf dem Bahnhof laufen sie zu Hunderten herum. Sie finden immer genügend Dumme, die ihren Stoff bezahlen.“

„Das konnte ich ja nicht wissen“, brummelte Peter niedergeschlagen und über die eigene Freigiebigkeit verärgert. „Bei uns gibt's keinen Hasch.“

„Hasch?“ Der Cousin lächelte nachsichtig. „So einer wie der ist längst auf Heroin. – Komm, vergiss es! Es tut mir leid, dass ich nicht zeitiger hier sein konnte. Gib mir deinen Koffer, bis zur Tiefgarage sind's nur dreihundert Meter.“

Beschämt trottete Peter Grünaug neben dem selbstsi-

chere Hannoveraner her. Bis sie beide in dessen blauen MERCEDES einstiegen, war er keines Wortes mehr fähig.

Sie kannten sich und sie kannten sich nicht. Jupp glaubte alles über seinen Leipziger Verwandten zu wissen, während dieser umgekehrt fürchtete, so gut wie nichts vom Leben seines Gastgebers zu verstehen. Dreimal war der vielbeschäftigte Spitzenverdiener im OSTEN gewesen, wogegen Peter den paradiesisch-bunten WESTEN zum ersten Mal bestaunte.

Nun, am rustikal gedeckten Vollholztisch der Stengelmanns, einen gewaltigen Kaffeepott in der Hand, aus dem es verlockend duftete, und vor sich einen Teller mit Nusstorte – ein dickes, üppiges Stück – zitterten seine Hände von neuem.

„Schön habt ihr’s hier, keine Frage!“, erkannte er neidisch an.

Seine Blicke wanderten über die holzverkleideten Wände und die meterhohe Yucca-Palme neben der Treppe bis zur blitzend-sauberen Glasschiebetür des Wintergartens. Schließlich blieben sie an dem strahlendblauen, hochgeschlossenen Kleid der Hausfrau haften.

„Es hat schon ein paar Jahre gedauert, bis wir uns das alles aufbauen konnten“, erklärte Ramona mit kühl taxierendem Lächeln.

Sie war eine schlanke Schönheit mit langen blonden Haaren und flachen Brüsten.

„Zuerst kommt die Firma, das ist hier so“, fügte Jupp aufgeräumt hinzu. „Wenn die erst mal läuft, kannst du auch an dich selber denken.“

„Ich brauch’ Zeit“, sagte Peter undeutlich, mit der Nusstorte beschäftigt. „Es ist alles so ... neu, so ... es erschlägt mich fast.“

Die Gastgeber nickten nachsichtig.

„Sei froh, dass unsere zwei Wildfänge noch nicht da sind“, meinte Jupp munter, „so kannst du dir in Ruhe alles ansehen.“

Alles! Das Haus allein bot Augenschmaus genug. Ein Vergleich mit Peters langweiliger Neubauwohnung in Leipzig-Thekla grenzte ans Absurde.

Man befand sich drinnen und draußen gleichzeitig. Die Frühlingssonnenstrahlen streichelten wärmend den Kaffeetisch. Gut ein Drittel der Außenwandfläche bestand aus starkem Spezialglas. Da sich das Haus inmitten eines dicht mit Bäumen bewachsenen, großflächigen Grundstücks erhob, brauchten seine Bewohner kaum neugierige Blicke zu fürchten und fühlten sich wie Könige in ihrem Palast. Zwei Etagen waren mit einer metallenen Wendeltreppe verbunden, die sich inmitten der Wohnbereiche befand. Nur die Schlafräume und die beiden Badezimmer hatte man durch Wände und Türen von dem ansonsten erschreckend offenen Lebensstil getrennt.

Peter fühlte sich an amerikanische Filme erinnert und dachte außerdem: *Ein Platz an der Sonne*.

„Ist es nicht wahnsinnig viel Fensterputzarbeit?“ Obwohl er das Dumme an dieser Frage ahnte, konnte er sie sich nicht verkneifen.

„Da ist eine Versiegelung drauf“, antwortete Jupp geduldig, „so dass es teilweise der Regen erledigt. Außerdem lasse ich zweimal im Jahr eine Firma kommen.“